



Charlotte Remé

Mit Herz und Auge

**„... Schöne Sonne, der vom Staub noch die grösste Bewunderung gebührt
Drum werde ich nicht wegen dem Mond und den Sternen und nicht,
Weil die Nacht mit Kometen prahlt und in mir einen Narren sucht,
Sondern deinetwegen und bald endlos und wie um nichts sonst
Klage führen über den unabwendbaren Verlust meiner Augen.“**

(Aus: Ingeborg Bachmann, An die Sonne)

Marita Fuchs

Charlotte Remé wuchs als Hamburger «Deern» auf. Der nördliche Dialekt, der sprichwörtlich über den spitzen Stein stolpert, ist heute ganz abgeschliffen, sie spricht ein klares Hochdeutsch mit einer weichen, tragenden Stimme. Das passt zu der grossen, schlanken Frau, sie wirkt gelassen und ruhig. Während wir uns über ihren Lebensweg unterhalten, schweift ihr Blick nach draussen, wo ein Zürcher Wintertag sich dem Ende zuneigt. In ihrer gemütlichen Wohnung am Zürichberg vermag sie sofort eine gute Gesprächsatmosphäre zu schaffen, für das dazugehörige Ambiente ist gesorgt: Gemälde und Bücher prägen den Raum. Ihr Lebenspartner, ein Kunstsammler, hat sie bei der Auswahl einiger ihrer Bilder beraten, er eröffnet ihr Einblicke in die Welt des Sammelns und der Kunst. Kunst, Literatur, Musik und auch Philosophie gehörten schon immer zu Charlotte Remés Lebenselixier, auch wenn die Forschung stets im Vordergrund stand.

Die Ophthalmologin blickt auf ein engagiertes und ereignisreiches Leben zurück. Als Wissenschaftlerin hat sie sich in einer Zeit behauptet, an der Professorinnen an Universitäten – vor allem in der Medizin – die Ausnahme waren. Doch sie hat sich durchgesetzt und damit auch eine Schneise geschlagen für nachfolgende Frauen, die in der Wissenschaft Karriere machen wollen.

Grosse Anerkennung aus Fachkreisen erfuhr Charlotte Remé im Jahr 2004, drei Jahre vor ihrer Emeritierung. Sie erhielt die «Proctor Medal» für ihre experimentellen Arbeiten zu den pathogenetischen Mechanismen der Netzhautdegeneration, unter anderem für die Entwicklung eines Modellsystems mit dem der Zelltod der Photorezeptoren im Auge untersucht werden kann. Die «Proctor Medal» ist einer der renommiertesten internationalen Preise auf dem Gebiet der Augenforschung. Charlotte Remé ist die 59. Preisträgerin, die sechste Frau und die zweite Person in der Schweiz, die diese Auszeichnung erhielt. «Ich habe mich sehr über diese Anerkennung gefreut», sagt sie.

Der Sonne Respekt erweisen

Remé hat das Labor für Zellbiologie der Netzhaut an der Augenklinik des Universitätsspitals Zürich aufgebaut. Einer breiten Öffentlichkeit wurde sie bekannt, als sie vor Augenschädigungen durch Sonnenlicht, auch beim Tragen unzureichend schützender Sonnenbrillen, warnte. «In den Medien wurde ich zur Sonnenbrillentante» sagt sie lachend. Zusammen mit der SUVA entwickelte sie Standards für den UV-Schutz von Sonnenbrillen. Ihr Appell: Das schädliche UV-Licht sollte blockiert und das blau-violette, kurzwellige Licht reduziert werden. Das hatte einen guten Grund, denn die Lichteinstrahlung kann bei einigen Formen der erblichen Netzhautdegeneration den Verlauf beschleunigen. Jeweils nach Person und Situation kann das die altersabhängige Makuladegeneration fördern. Damals trugen viele Menschen unzureichende Sonnenbrillen, ohne zu wissen, dass sie dadurch langfristig ihre Netzhaut mit den Sehzellen gefährden könnten.

Nicht alle Sonnenbrillenfabrikanten wollten Remés Empfehlung akzeptieren, denn die technische Herstellung eines UV – Filters bis 400 Nanometer (nm) war noch nicht in ihrem Programm. Die Firmen wollten das UV-Licht nur bis 380 nm festlegen, der wissenschaftliche Konsens war jedoch mit 400 nm universal bestimmt. Daher bestand Charlotte Remé auf 400 nm. «20 Nanometer klingt wenig, aber je kürzer die Wellenlänge, um so höher ist die Photon-Energie, und umso schädlicher ist sie für das Auge, da haben 20 Nanometer ein deutliches Schadenspotential», erklärt sie. Die Suva stellte – in Zusammenarbeit mit Remé – eine den Anforderungen genügende Brille her. Heute sind diese Standards etabliert und unangefochten. Ein Paradebeispiel für angewandte Forschung.

Ein Löffel als einziger Besitz

Während die letzten Sonnenstrahlen durch die grossen Fenster dringen, erzählt die engagierte Augenforscherin von ihrer Kindheit und Jugend. Charlotte Remé wurde zu Beginn des Krieges geboren, im Dezember 1939 in Hamburg. Der Vater war Soldat und erlebte die Geburt seiner Tochter nicht. Er musste als Chirurg während des Russlandfeldzugs dienen und geriet in russische Gefangenschaft. Charlotte Remé lernte ihn erst kennen, als sie zehn Jahre alt war. Die Mutter erfuhr zwei Jahre nach Kriegsende, dass ihr Mann noch lebte. Sie bereitete ihre Tochter auf den Vater vor, erzählte von ihm, und so entstand in der Phantasie des kleinen Mädchens ein romantisch vages Bild einer Figur, die «Vater» hiess. «Wahrscheinlich war es viel eher ein Märchenprinz», sagt sie heute.

Als der Vater zurückkam, war er für Charlotte Remé zunächst ein Fremder. Von Krieg und Gefangenschaft habe er wenig erzählt. «Ich hätte gerne mehr gewusst», sagt sie heute. Doch sie weiss, dass er russisch gelernt hat und nicht im Bergwerk arbeiten musste, weil er Arzt war. Als er einmal einen russischen Patienten behandelte, konnte er einen Wunsch äusseren: Eine Nacht allein in einem Zimmer schlafen. Und an eine andere Aussage erinnert sie sich gut: «Während fünf Jahren war ein Löffel mein einziger Besitz.» Die Zeit der Wiedereingliederung in ein normales Leben, besonders für ehemalige Nicht-Parteimitglieder wie die Eltern, war schwierig.

Prägende Kindheitserlebnisse

Als in der Kriegszeit die Bombenangriffe auf Hamburg stärker wurden, zog Charlotte Remé mit ihrer Mutter und den Grosseltern in das grosselterliche Sommerhaus an der Ostsee und später wohnten alle bei einem Onkel und dessen Familie in Thüringen. Sie erinnert sich noch genau an die Szenen, als die Russen dort einmarschierten.

1946 floh ihre grosse Familie mit Leiterwagen und Traktor von Thüringen zurück nach Hamburg. Man richtete sich im Haus des Grossvaters ein, das dem Bombardement entgangen war. Die Familie rückte zusammen, auch wenn es für alle nicht einfach war. «Es war – wie für die meisten Menschen damals – eine Periode des Hungers, der Kälte, der bitteren Armut und grosser Unsicherheit», erzählt Charlotte Remé. Die komplexe und sich wandelnde Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und die historische Aufarbeitung der furchtbaren NS-Vergangenheit habe erst später begonnen, und sei unter anderem angestossen worden durch das Buch von Alexander und Margarethe Mitscherlich «Die Unfähigkeit zu trauern».

Charlotte Remés Mutter war Kunsthistorikerin, der Vater Chirurg. Sie selbst bezeichnet sich als Zwitter, was die Kunst und die Medizin angeht. Zwei Seelen wohnen in ihrer Brust. Damit steht sie in der Familientradition: Der Vater entstammt einer Hugenottenfamilie – deshalb auch der französische Name – die sich im 19. Jahrhundert in Hamburg angesiedelt hatte. Ein Vorfahre war ein künstlerisch begabter Steinmetz, der die Grabsteine vieler Hamburger gefertigt hat. Ihr Grossvater väterlicherseits war Pastor. Er traute unter vielen anderen auch Helmut Schmidt und seine Frau Loki, was der Alt-Bundeskanzler in seiner Biografie erwähnt. Ihr Grossvater mütterlicherseits war ein bekannter Chirurg, Paul Sudeck, nach dem das «Sudeck-Syndrom» benannt wurde. Bei der Sudeck-Krankheit kommt es nach Verletzungen und Knochenbrüchen zu schwersten Schmerzzuständen und Funktionsbehinderungen der betroffenen Extremität. Heute ist dieses Syndrom jedem Orthopäden und jeder Traumachirurgin bekannt.

Faszinierende Lektüre

In den 50er-Jahren wurde der Vater zum Chefarzt der Chirurgischen Klinik in Lübeck ernannt. Zum ersten Mal gab es für Charlotte Remé ein Familienleben in der Kleinfamilie: Vater, Mutter, Kind – ohne die Verwandten. Sie besuchte das Gymnasium – eine reine Paukschule. «Ich war ziemlich ungem dort», erzählt Charlotte Remé rückblickend. «Es fehlten Humor und Fröhlichkeit, eine gewisse Leichtigkeit des Seins war niemals zu spüren.» Gegen Ende des Gymnasiums wurde es jedoch besser. Der Deutschlehrer begeisterte seine Schülerinnen für Literatur und Philosophie. Von Goethes Faust wurde nicht nur der erste, sondern auch der schwierigere zweite Teil gelesen und die legendäre Faust-Inszenierung von Gustav Gründgens in Hamburg besucht. Über den West-östlichen Diwan konnte Charlotte Remé sich dann ganz begeistern. Sie entschied sich, nach dem Abitur Germanistik und Philosophie zu studieren und immatrikulierte sich an der Universität Tübingen. Damals gab es jedoch noch kaum Studienhilfen für Anfänger, sie «schwamm» mit wenig Orientierung im Stoff und musste erleben, wie ihre Liebhaberei fast zur Belastung wurde.

Cognac in der Küche

Nach zwei Semestern Germanistik und Philosophie entschied Charlotte Remé sich, Medizin zu studieren. Ihr Vater nahm sie daraufhin mit auf Visite zu den so genannten septischen und den Tumor-Patientinnen und -Patienten, die damals separat in einem Pavillon untergebracht waren. Er zweifelte wohl daran, dass sie diese schweren Krankheitsbilder aushalten würde. Als sie nach der Visite nach Hause ging, traf sie ihre Mutter in der Küche beim Kochen an. Charlotte Remé setzte sich erschöpft auf den Küchenstuhl und ihre Mutter reichte ihr wortlos einen Cognac.

Es folgten sechs Monate Krankenpflegedienst. Sie habe das gerne gemacht, erinnert sich sie sich. «Ich fühlte mich zum ersten Mal nützlich.» Einiges habe sie im Krankenhausalltag sehr bewegt und innerlich beschäftigt, aber sie machte die Erfahrung, dass die Patientinnen und Patienten dankbar waren und ihre fürsorgliche Art schätzten. Danach schrieb sie sich für Medizin an der Universität Tübingen ein. Damals waren es weniger Frauen als heute, die sich für Medizin entschieden, als Frau diskriminiert fühlte sie sich während des Studiums aber nicht, höchstens bei vereinzelt Prüfern im Staatsexamen. Sie fand schnell eine Kommilitonin, mit der zusammen sie sich auf die Prüfungen vorbereitete. «Wir haben vieles gemeinsam durchlitten und sind immer noch eng befreundet.»

Entscheidung für die Augenheilkunde

Doch eine Konzession an die Geschlechterrolle machte sie: «Als Frau hätte ich nicht Chirurgin werden können.» Damals war die Arbeit in der Chirurgie physisch sehr belastend, das Fachgebiet war umfassend, es war noch nicht in so zahlreiche Subspezialitäten unterteilt wie heute, und blieb auch – noch für lange Zeit – eine Männerdomäne. So entschied sich Charlotte Remé für die Augenheilkunde. Das aus zwei Gründen: Sie arbeitete gern und geschickt mit den Händen und sie fand Gefallen an den systematischen Aspekten der Ophthalmologie, den physikalischen Gesetzen der Optik und der Sinnesphysiologie. Heute wäre sie nach dem Studium vielleicht direkt in die Forschung gegangen, vermutet sie. Doch Mentoring-Programme für Medizinstudentinnen und junge Forschende gab es damals noch nicht und so ist ihr diese Möglichkeit gar nicht in den Sinn gekommen.

Studien der Pathologie

Nach dem Staatsexamen und zwei Jahren Medizinalassistentenzeit arbeitete sie auf Anraten ihres Vaters in der Pathologie am Universitätsspital Würzburg. Die Pathologie gibt Medizinerinnen und Medizinern eine solide Grundlage. Anhand makroskopischer Sektion und histologischer Untersuchungen kann eine Abfolge der Krankheitsprozesse rekonstruiert werden. Das schule das klinische Denken enorm, meint Remé. Trotz Faszination für die Pathologie schlug ihr Herz für die Augenheilkunde. Dieses «kleine» Fach schien ihr übersichtlich, relativ systematisch und der klinische Alltag körperlich zu bewältigen. Nicht unwesentlich für sie war auch ein rein ästhetischer Aspekt. «Augen sind sehr schön», schwärmt sie und zwinkert, weil hier die zweite, die künstlerische Seele, aus ihr spricht.

Nach zwei Jahren in der Pathologie arbeitete sie in der Ausbildung an der Augenklinik Würzburg und betreute dort die Augenhistopathologie, operierte und sollte am Spital in Würzburg eine so genannte Augenbank aufbauen. Damals entwickelte man neue Techniken, um die Hornhaut von Verstorbenen zu konservieren, die Erkrankten transplantiert werden sollten. Ein Oberarzt gab ihr den Tipp, sich doch einmal in der Augenklinik in Zürich Anregungen zu holen, weil dort das Forschungslabor sehr modern sei. Charlotte Remé war 33 Jahre alt, als sie mit einem Stipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft für ein Jahr nach Zürich ging, um für immer in der Schweiz zu bleiben.

Der goldene Mann

Sie erinnert sich, wie sie vor dem Universitätsspital Zürich stand und die Skulptur des Mannes vor dem Spital betrachtete – damals war er noch nicht golden – «Seltsam», dachte sie, «im Spital

arbeiten doch viel mehr Frauen als Männer, wenn auch nicht auf Stufe der Professoren, warum also ein Mann?» Aber sie hielt sich damit nicht lange auf und ging zum Büro von Professor Rudolf Witmer, dem damaligen Leiter der Augenklinik, bei dem sich die junge Ärztin nach ihrer Bewerbung vorstellen sollte und wo sie auch angestellt wurde.

Charlotte Remé bekam sofort ein Forschungsthema: die Irisnaht. Sie sollte untersuchen, warum die Iris nach einem Schnitt nicht heilte, obwohl sie genäht wurde. Remé arbeitete sich in die Elektronenmikroskopie ein. Schliesslich wies sie nach, dass die fibrinolytischen Eigenschaften des Kammerwassers eine Narbenbildung mit Hilfe eines Fibringerüsts, das aus hochmolekularem Eiweiss besteht, verhinderten.

Obwohl sie zunächst nur ein Jahr in Zürich bleiben wollte, nahm sie schliesslich doch das Angebot einer Stelle als wissenschaftliche Assistentin und die Leitung des Forschungslabors an. Damit entschied sie sich für die Forschung und gegen die Klinik, denn es war Widmers Überzeugung, dass in der Position als Laborleiterin Klinik und Forschung nicht vereinbar seien. «Nach reiflicher Überlegung, aber auch mit einer positiven Intuition, wählte ich die Forschung, da sie vielen meiner Interessen und wohl auch Begabungen entgegenkam».

Erster früher Forschungserfolg

Professor Witmer legte ihr nahe, nach Amerika zu gehen, um ihre Kenntnisse zu erweitern, damals eine Voraussetzung für eine Forschungskarriere mit Habilitation. 1975 war es soweit. Charlotte Remé arbeitete am «Jules Stein Eye Institute» des Department of Anatomy der University of Southern California in Los Angeles. Dort hatte der Netzhautforscher Richard Young bahnbrechende Entdeckungen zur Erneuerung der Photorezeptoren gemacht.

Die Forschung unter seiner Leitung löste einen entscheidenden Wendepunkt in Charlotte Remés Lebensweg aus, denn die Netzhaut sollte ab jetzt ihr Hauptforschungsthema werden. Sie konnte einen ersten Forschungserfolg erzielen, indem sie eine wichtige Entdeckung machte: Die Forschungen Richard Youngs hatten gezeigt, dass die lichtempfindlichen Aussensegmente der Photorezeptoren, der Sehzellen der Netzhaut, sich ein Leben lang erneuern. Young gab Remé ein Thema aus diesem Forschungsbereich, wobei sie die damals wichtige Technik der Autoradiografie und der autoradiografischen Elektronenmikroskopie erlernen und anwenden konnte. Im Zuge dieses Projektes entdeckte sie, dass auch in den sogenannten Innensegmenten der Photorezeptoren ein wichtiger metabolischer Prozess abläuft, die Autophagie, die in anderen Organen bereits beobachtet worden war. Die Autophagie beinhaltet, dass innerhalb des Zellplasmas kleine «Verdauungsvakuolen» gebildet werden, die entweder unerwünschte Komponenten beseitigen oder auch wichtige Moleküle dem Zellstoffwechsel wieder zuführen.

Das Erlebnis Amerika mit seiner Forschungskultur und der «Post – Hippie – Zeit» im Alltag Kaliforniens war für die Europäerin Remé ein prägendes Erlebnis, das sich dann mindestens einmal im Jahr anlässlich von Kongressbesuchen festigte und durch kürzere wissenschaftliche Aufenthalte erweiterte.

Wissenschaftlicher Rucksack aus Amerika

Nach diesem faszinierenden Jahr in Amerika kehrte Charlotte Remé in die Schweiz zurück, um an der Augenklinik des Universitätsspitals das Netzhautlabor aufzubauen. Das Thema Autophagie der Sehzellen nahm sie im Forschungs-Rucksack mit zurück nach Zürich. Es galt weitere Fragen zu klären wie: Welche Funktionen hat die Autophagie in der Netzhaut? Könnte sie eine Rolle bei degenerativen Netzhauterkrankungen spielen? Im Zuge der Autophagiestudien konnte sie zeigen, dass dieser Prozess einem inneren **tageszeitlichen Rhythmus** folgt. In diesem Zusammenhang knüpfte sie Bekanntschaft mit den Chronobiologen Prof. Anna Wirz-Justice von der Universität Basel und Prof. Michael Terman von der Columbia University, New York. «Es folgte eine fruchtbare, langjährige Zusammenarbeit, die zu zahlreichen Pionierarbeiten auf dem rasch wachsenden Gebiet der Chronobiologie führte», sagt Remé.

Die Habilitation zum Thema Autophagie folgte 1980. Remé erweiterte ihre Forschung um die Netzhautdegenerationen sowie Lichtschäden der Netzhaut. Zusätzlich entstanden einige Studien über das Glaukom, dem so genannten grünen Star. Dank der Unterstützung des Nationalfonds und zahlreicher weiterer Forschungsstiftungen konnte sie ihre Arbeitsgruppe vergrössern. Zusammen mit ihrem Team entwickelte sie ein Modell, mit dem Netzhautdegenerationen analysiert werden konnten. Dabei beobachteten die Forschenden, dass Licht einen besonderen Zelltod der Photorezeptoren induzieren konnte, die Apoptose. Bei diesem Vorgang stirbt die ganze Zelle und nicht, wie bei der Autophagie, nur ein elektronenmikroskopisch wahrnehmbarer Anteil. Der meist genregulierte Prozess der Apoptose spielt bei degenerativen Netzhauterkrankungen eine wichtige Rolle, und so konnte das Lichtschadenmodell dazu dienen, Mechanismen des Zelltodes bei Netzhautdegenerationen zu analysieren.

Dank des Zuwachses an Mitarbeitenden, die teils aus der Medizin und teils aus den Naturwissenschaften kamen, konnte die Gruppe sich zahlreicher Technologien bedienen, um Signalwege und mögliche Therapien des Zelltodes im Rahmen von Degenerationen zu erforschen. «Diese Melange aus medizinischem und naturwissenschaftlichem Fachwissen erwies sich als äusserst fruchtbar und führte zu verschiedenen bahnbrechenden Arbeiten», sagt Remé. Sie würden jetzt von Remés Nachfolger im Labor von Prof. Christian Grimm fortgeführt und wesentlich erweitert.

Wandel des Zeitgeistes

In der Lehre erwies sich Charlotte Remé für die Studierenden als unterstützende und für die Doktorierenden und Postdoktorierenden als eine anregende und loyale Ausbilderin. Über ihre Mitarbeitenden im Labor spricht sie auch heute noch von ihren «Kindern», denen sie das Beste mit auf den Weg geben wollte. «Mein Team bestand aus sehr begeisterungsfähigen und kreativen Forschenden, die einen wesentlichen Beitrag zu den Forschungsarbeiten des Labors geleistet haben», betont Remé.

Dahinter steckte grosses Engagement, denn die Laborarbeit war hart und zeitaufwendig. Viele Experimente gingen bis tief in die Nacht hinein oder dauerten im Fall der Chronobiologie-Forschung über 24 Stunden. Was die Arbeit jedoch zusätzlich interessant machte, war der enge Kontakt des Forschungslabors zur Klinik. «In den siebziger und achtziger Jahren war es sehr innovativ von den damaligen Direktoren, Prof. Rudolf Witmer und seinem Nachfolger Prof. Balder Gloor, ein full-time experimentelles Labor innerhalb einer Klinik zu fördern», sagt Remé. «Diese Unterstützung, materiell und nicht zuletzt auch mental war essentiell für uns, da wir uns ja als Institution anfangs auf Neuland bewegten.»

So war während dieser ersten Pionierjahre der Aufbau des Forschungslabors wohl leichter, als er später gewesen wäre, denn das Einbringen von Forschungsgeldern war noch nicht so kompetitiv, die Administration und das Schreiben von Anträgen nahmen noch nicht den zeitaufwendigen Platz ein, den dies später zunehmend beanspruchte, sagt Remé. Schwerer war es dagegen, die jeweilige Rolle zu verstehen («Wer bin ich eigentlich im Rahmen der Fakultät?») und zu akzeptieren oder sich als unabhängige Wissenschaftlerin mit eigenem Labor oder Institut zu definieren.

Zuweilen ärgerte sie sich auch über latente Vorwürfe an die «egoistische Karrierefrau». «Aber eines Tages hört man auf, sich ein schlechtes Gewissen einreden zu lassen», sagt sie heute. Glücklicherweise habe sich der Zeitgeist geändert, nicht zuletzt dank der Arbeit der Abteilung für Gleichstellung.

Allerdings sieht sie auch die Gefahren, die heute an die Frauen herantreten. Das Leben vieler Wissenschaftlerinnen sei zu einer Art Leistungssport geworden. Sie kämpfen darum und möchten beweisen, dass Arbeit, Freizeit, Partnerschaft und Familie zu vereinen seien. «Doch scheint es mir fraglich, dass dies alles wirklich zu bewältigen ist, ohne dass wichtige Aspekte des Lebens auf der Strecke bleiben», meint Remé. «Der Zeitgeist möchte uns vermitteln, dass alles machbar sei. Mir scheint jedoch, dass man auch den Verzicht lernen muss.»

Als sich an der Universität Zürich die Hochschuldidaktik etablierte, wurden Kurse für Dozierende angeboten. Charlotte Remé lernte damals in einem Kurs andere Hochschuldozentinnen kennen, und es bildete sich eine Gruppe von gleichgesinnten Frauen. Alle hatten wenig Zeit für das Privatleben und mussten sich im akademischen Alltag behaupten. «Eins wurde uns bald klar: wir Professorinnen wurden oftmals nicht als gleichwertige Kolleginnen anerkannt. Einige von uns engagierten sich aktiv für die Gleichstellung und wir alle unterstützten die Anfänge der heutigen Abteilung für Gleichstellung.»

Ein schöner Gedanke

Draussen ist es Abend geworden. Seit ihrer Emeritierung ist Remé als Consultant für verschiedene pharmazeutische Grossunternehmen gefragt, wobei sie zahlreiche Ämter und Verpflichtungen aus der aktiven Zeit jetzt gern dem Nachwuchs überlässt. Sie findet es wichtig, dass die jüngere Generation aus dem Schatten der älteren tritt und sich frei entfalten kann. Zu Vorträgen und Seminaren wird sie jedoch immer wieder eingeladen, das macht ihr Freude.

An Anregungen mangelt es ihr nicht, sie tanzt weiterhin Ballett, eine Leidenschaft, die sie mit dreissig Jahren entdeckte und beibehielt. Sie setzt sich intensiv mit Philosophie auseinander und hat das Klavierspiel wieder aufgenommen. Beides, die Philosophie ebenso wie die Musik, wird entscheidend geprägt durch ihre Philosophielehrerin Eva Schiffer und dem am Konservatorium tätigen Lehrer Michael Kleiser. Beiden ist sie immer wieder von Neuem dankbar für das wesentlich erweiterte und bereicherte Denken, Sehen und Hören, an dem sie teilnehmen kann. Begeistert erzählt sie von ihrer Lektüre des amerikanischen Literatur- und Kulturwissenschaftlers Robert Pogue Harrison. Sein Buch «Gardens. An Essay on the Human Condition» findet sie faszinierend, denn er entwickelt anhand der Garten-Metapher aus verschiedenen literarischen Epochen das Sorgen, das Bearbeiten und Pflegen, die «Cura» als eine Eigenschaft, die uns spezifisch menschlich mache. «Das ist doch ein schöner Gedanke», sagt Charlotte Remé lächelnd und freut sich auf den nächsten Tag, an dem sie mit ihrer Philosophiegruppe Auszüge des Buches besprechen wird.